

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 125. **Bromberg, den 1. Juni 1930.**

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von **Johannes Bergmann**, Hellerau.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Mann interessierte sich für den Fall. „Die Polizei soll mir gestohlen bleiben", schimpfte er. Dann drückte er dem Lotsen ein paar Dutzend Zeitungen in die Hand und meinte, daß er sich damit einige Pence verdienen sollte. „Wenn du das Zeug verkauft hast", bemerkte er zum Schluß, „kannst du dich wieder bei mir sehen lassen."

Der Lotse ging auf den Handel, weil ihm nichts anderes übrigblieb. Es fiel ihm unsagbar schwer; aber er hatte Glück an diesem Abend. Ein paar aufregende Kriegsmeldungen mochten ihm das Geschäft erleichtert haben. Er überflog die Schlagzeilen und las von „Piraten" und „Unterseebooten". Ein kalter Schauer überlief den ollen ehrlichen Seemann, daß er sich in den Dienst dieser Hetze stellen mußte; er sah aber keinen anderen Weg.

*

Ein Tag nach dem anderen verrann. Noch immer war kein Ende dieses elenden Daseins abzusehen. Alle Versuche des Lotsen, sich in den Docks unbemerkt auf ein neutrales Schiff zu schleichen, scheiterten. Er hauste bei dem verschwiegenen Straßenhändler und arbeitete für ihn. Niemand behelligte den Fremdling, die Polizei schien ihn zu übersehen. Seit reichlich drei Monaten war er von der Heimat, in der sich seine alte Mutter um ihn sorgte, abgeschnitten. Schon zweifelte er, ob er jemals die Kraft aufbringen würde, die entscheidende Tat mit Erfolg durchzuführen, da entdeckte er eines Abends drunten in den Londoner Docks einen holländischen Frachtdampfer.

Die Kräne und Winden lagen still. Nirgends eine Menschenseele. Es war Winterszeit, und wer sich hinter einen warmen Ofen oder vor einen Kamin flüchten konnte, der tat es.

Der Lotse spähte in die Nacht hinaus, lange, lange Zeit. Tatsächlich schien alles Leben in dem Viertel erstorben zu sein. Nur die Lichtkegel der Scheinwerfer, die den Himmel nach deutschen Flugzeugen und Zeppelinluftschiffen abstreiften, schwenkten manchmal zu ihm herüber.

Vorsichtig tastete er sich, auf allen Vieren kriechend, an einem Schienenstrang entlang, wo mehrere kohlengefüllte Eisenbahnwaggons bereit standen, schob sich nach dem Fundament eines verlassenen Kohlenkranes vor und hielt dann wieder Ausschau. Auf dem Dampfer bewegte sich nichts. Er lag aber schon tief im Wasser, so daß er kaum noch viel Ladung würde nehmen können. Der Arm des Kranes reichte hinüber nach dem Mittelschiff. Mitten in der Arbeit schien man abgebrochen zu haben, nachdem der Greifer seinen Inhalt in den geöffneten Bunker entleert hatte. Das Ganze mutete den Seemann eigenartig an; denn es sah aus, als wäre nicht mehr Zeit gewesen, die Dinge nach Vorschrift für die Nachtpause zu ordnen.

Volkmar schätzte, soweit es in dieser stockfinsteren Nacht möglich war, die Entfernung des Kohlenhebers vom Deck des Schiffes, rechnete die mutmaßliche Tiefe des Bunkers hinzu und kam zu dem Schluß, daß die Höhe ausreichte für einen Todessturz, wenn er unglücklich fiel und an einer der Planken aufschlug.

„Trotzdem muß es gewagt werden, jetzt oder nimmer", sagte er zu sich selbst.

An dem Krangerüst zog er sich empor. Die Kälte des Eisens drang durch seine dürftigen Handschuhe; aber sein Wille war stärker als alle Qual. Jetzt, da er sich an den schmierigen Ketten und Rollen festklammerte, wuchs die Gefahr des Abgleitens mit jedem Handgriff. Die letzten Kräfte bot er auf, um wenigstens noch die paar Zoll bis zum Absprung zu hangeln. Er sah sich über dem Abgrund, in dem er nun hineinspringen mußte — und er zögerte nicht.

Wie eine leblose Masse sauste er in die Tiefe und blieb liegen, stundenlang. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, erkannte er die Gefahr, in der er sich noch befand. Am Hinterkopf klebten ihm die Haare büschelweise. Die rechte Schulter schmerzte ihn, aber die Kräfte kehrten allmählich in die zerschundenen Glieder zurück. Mit Mühe konnte er sich aufrichten. Es war noch immer Nacht. Wie ein krankes Tier kroch er in einen Winkel und begann, vor sich nach und nach Kohlestücke aufzuschichten. Jetzt wollte und durfte er nicht nachgeben. Mit der Zeit entstand vor ihm eine Art Schutzwall, so daß ihn die nachfolgenden Kohlenmassen nicht erdrücken konnten.

Sein zäher Wille brachte das unglaubliche Werk zur Vollendung. Leidlich geborgen kauerte er in dem Bunker, als der Tag anbrach, und niemand bemerkte den kühnen Eindringling.

Am Nachmittag lichtete der Holländer seine Anker.

33. Volkmars Heimfahrt.

In mäßiger Fahrt glitt der holländische Dampfer die Themse hinab und erreichte nach etwa sieben Stunden die offene See. Den Lotsen, der in seinem Bunker kaum noch Luft kriegte, hatte der Schlaf mehr als einmal übermannt, und das war gut so; denn dadurch entging er der Qual des Wartens und des Hungerns. Zweimal hatten ihn wuchtige Schläge an die Bordwand aufgeschreckt. Er erkannte als erfahrener Seemann sofort, worum es sich handelte: der englische Lotse ging von Bord, nach vierstündiger Fahrt der erste und nach sieben Stunden der zweite. Jetzt also war für ihn der Augenblick gekommen, da er sich bemerkbar machen konnte.

Das Schiff stampfte und rollte schon ganz erheblich. Wellen peitschten und pochten gegen die Bordwand, der ganze Rumpf des Bootes zitterte, wenn es die Berge aushoben und stauchten. Der Kohlenwall, den Volkmar vor sich aufgerichtet hatte, drohte einzustürzen. Deshalb entschloß er sich, ein hörbares Lebenszeichen von sich zu geben. Mit einem festen Kohlestück klopfte er Morsezeichen an die Bord-

wand. Er lauschte und klopfte wieder; aber man schien ihn nicht zu hören. So verging eine gute halbe Stunde.

*

„Ein Mann im Bunker zwo", meldete ein Matrose dem Ersten Offizier auf der Brücke. Das war um die Mitternacht. Die Freiwachen wurden verständigt, der Bootsmann ging, sich selbst von der Tatsache zu überzeugen. Immer wieder, geisterhaft fast, drangen von unten herauf die Zeichen: Ein Mann im Bunker. Sofort wurde alles aufgeboten, um das Rätsel zu lösen. Der Mann mußte herauf. Was will der Mann da unten!

Rührige Hände lösten die Planken und Eisen. Laute Rufe gellten über das Deck. Kohlen wurden beiseite geschafft: Da zog man auch schon den Mann herauf, halbtot fast, aber doch bei Bewußtsein. Viele Augen waren auf ihn gerichtet, und im Schein einer Schiffslaterne suchte man in seinem Gesicht zu lesen.

Der Lotse dankte auf Holländisch und bat um ein Glas Wasser. Man zerrte ihn in die Offiziersmesse, gab ihm Essen und Trinken, und da kam es heraus: der blinde Passagier ist ein deutscher Kriegsgefangener.

*

Der „Alte", der sich ja im Dienst mit dem Ersten Offizier abwechselte, war mittels Sprachrohr von der Brücke aus in seiner Koje verständigt worden und befahl, den Aufgefundenen so unterzubringen, daß er keinen Unfug verüben konnte. In Rotterdam sollte er sofort den Behörden ausgeliefert und interniert oder zurückgeschickt werden.

Die Seeleute nahmen den Befehl mit Beflissenheit entgegen und führten ihn auf ihre Art aus, traktierten den blinden Passagier mit einem steifen Grog, weil er ganz erfroren aussah, wuschen ihm die Wunde am Kopfe aus, die nicht weiter lebensgefährlich zu sein schien, bauten ihm, nachdem er sich gründlich gewaschen hatte, eine Koje im Mannschaftsraum und hätten ihn gern noch über alle Einzelheiten seines Abenteuers nach Strich und Faden ausgequetscht, wenn die Gelegenheit danach gewesen wäre. Ihre Neugier wuchs ins Grenzenlose, als sie erfuhren, daß Volkmar Lotse eines deutschen Unterseebootes war. Der Bootsmann aber äußerte sein Mißtrauen und meinte: „Jetzt bringen wir ihn über den Teich, und später bohrt er uns ein Loch in den Bauch."

*

Am Morgen war die See etwas ruhiger geworden. Das Schiff steuerte mit voller Kraft der holländischen Küste zu. Plötzlich stoppte die Maschine und die Wache meldete dem Kapitän:

„Deutsches Unterseeboot an Backbord voraus!"

„Da haben wir den Salat", schimpfte der Alte. „Wenn der Deutsche uns eins aufbrennt, dann säuft wenigstens der Bursche auch mit ab."

Das Unterseeboot lag über Wasser, sein kleines Deckgeschütz war klar zum Schuß. Signale wurden gewechselt: Der Unterseebootskommandant forderte die Schiffspapiere.

Da befahl der Kapitän, den blinden Passagier an Deck zu holen und meldete dem Angreifer kurz und bündig:

„Ein deutscher Seeoffizier an Bord."

Das stimmte zwar nicht so ganz; aber in der Not konnte solch eine kleine Übertreibung nichts schaden.

Auf dem Unterseeboot war man über diese Nachricht höchst erstaunt und vermutete dahinter eine Falle. Zur Warnung wurde ein Schuß abgefeuert und eine Prisenmannschaft ausgerüstet, die gegebenenfalls mit dem „verkappten Engländer" in gebührender Weise verfahren sollte. Zur gleichen Zeit erschien aber der blinde Passagier an Deck des Holländers. Der Signalgast drückte ihm zwei Flaggen in die Hand, und sofort winkte Volkmar in gewohnter Weise eine Meldung, die den Dingen eine Wendung gab:

„Unterseebootslotse Volkmar — U 12 — aus England entflohen — nehmt mich mit!"

Volkmar hatte die Meldung teilweise unter Chiffre gegeben, so daß die Unterseebootsleute an deren Echtheit nicht mehr zweifelten.

„Kapitänleutnant Petersen grüßt Volkmar", kam es zurück. Schnell wurde ein Boot auf dem Holländer klar gemacht: Der Lotse ging von Bord, dankte und grüßte. In seinen Augen leuchtete das Glück der Stunde.

Der Holländer dampfte zufrieden seinem Bestimmungshafen zu.

*

Eine volle Woche lebte Volkmar, gepflegt und gefeiert von jedermann, an Bord des deutschen Unterseebootes. Er kannte keine Gefahren mehr, nachdem er solch einen dornenvollen Weg gegangen war. Die Offiziere ließen sich immer und immer wieder die Geschichte seiner Flucht erzählen. Am liebsten hätte er schon wieder mit Dienst getan; aber das wurde ihm nicht gestattet. Erst sollte er sich einmal richtig „auftakeln" lassen.

Trotzdem saß er oft im Kommandoturm, wenn das Periskop ausgefahren und ein Schiff gesichtet wurde. Er studierte bereits die neuen Minensperren und das Bordbuch, und wenn es galt, einen guten Rat zu geben, dann stellte er seinen Mann.

In Helgoland setzte man ihn an Land. Sein erster Weg führte zum Festungskommandanten.

„Ich beglückwünsche Sie, Volkmar", rief der Kommandant und reichte dem Lotsen freundschaftlich die Hand, als er die Geschichte seiner Tat vernommen hatte. „Leute wie Sie kann das deutsche Vaterland gebrauchen."

Dann griff der hohe Seeoffizier in seine Brieftasche, zog einen Hundertmarkschein heraus und meinte: „Sie werden das Geld jetzt sehr gut verwenden können. Nehmen Sie die Kleinigkeit von mir als Zeichen der Anerkennung für Ihre tapfere Tat!"

Dem Lotsen standen die Tränen in den Augen. Er nahm das Geld und dankte dem Mann, den er schon von früher her kannte.

„Wenn ich Ihnen sonst noch einen Wunsch erfüllen kann", fuhr der Kommandant fort, „an mir soll es nicht liegen. — Also heraus mit der Sprache, Volkmar."

Der Lotse bat, man möchte ihn noch einen Tag zur Feier des Wiedersehens mit seinen Kameraden auf Helgoland lassen und dann nach seinem Heimathafen Wilhelmshaven bringen, wo er sich der Marinebehörde zur Verfügung stellen wollte.

Das war eine bescheidene Bitte, und der Kommandant erfüllte sie ihm gern. Am Abend erlebten die Marineleute von Helgoland ein Fest — im engsten Rahmen zwar — aber dennoch ein Fest, wie sie es noch nicht gefeiert hatten. Im Mittelpunkt der Huldigungen und Feierlichkeiten stand der kleine breitschultrige Seemann mit leuchtenden Augen, und er plauderte, so oft seine Kameraden es hören wollten, von der einen großen Fahrt . . .

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück kam durch ein Brötchen.

Erzählung von **Marie-Elisabeth Gebhardt.**

Morgenstille lag über dem Städtchen. In der Villenstraße, die vom Park zur inneren Stadt führte, hatten die Häuser ihre gläsernen Augen hinter herabgelassenen Jalousien und Vorhängen verborgen, erinnerten an Menschen, die in tiefem Schlafe liegen. Nur ab und zu hastete ein Arbeiter vorwärts, den die frühe Stunde zur Arbeit nach dem Werke rief, dessen hohe Schornsteine das Stadtbild im Süden gegen den Wald hin abschlossen.

Jetzt schlug die Uhr vom spitzen gotischen Kirchturm sieben dröhnende Schläge. Ein heulendes Signal folgte von den Fabriken. Und, als hätte das Signal ihn herbeigezaubert, sauste ein Radler um die Straßenecke. Sein weißer Anzug und die weiße Mütze verrieten schon von weitem den Bäckerjungen, er eilte, die knusprigen Brötchen, die er in den baumelnden Säcken an seinem Rade und in seinem Rückenkorbe hatte, in die Häuser zu bringen. Eben kam der lustig pfeifende Radler aus einem Gittertor. Beinahe hätte er einen Menschen überfahren, der in den Gang hineinstarrte. Der Mensch, der da so unbeweglich gestanden und in den Hof gestarrt hatte, ging ganz leise und vorsichtig in den schmalen Gang hinein.

„Ach, nur ein Brötchen essen, ein einziges!" sprach er leise zu sich selbst, mit sich kämpfend. „Sie haben dann noch die übrigen, und ich stille wenigstens etwas meinen Hunger!"

Der Hof war leer, auch der hinter der Glastür liegende Flur erschien so. Schon langte der Mann in den Sack, um sich die erwünschte Stillung seines Hungers zu verschaffen, als eine helle Stimme ihn zurückfahren ließ.

„Was machen Sie da?" Vor ihm stand ein noch junges, ihn vorwurfsvoll anblickendes Mädchen.

Er schlug die Augen nieder und sagte: „Mich hungert! Ein Brötchen wird Sie nicht ärmer machen!"

„Aber warum denn stehlen? Kommen Sie mit, Sie sollen auch noch Kaffee dazu haben."

Er sah sie zweifelnd an. Aber die blauen Augen blickten so wahrhaftig und klar auf ihn, daß er alle Bedenken überwand und ihr die zwei Treppen hinauf folgte. Die kleine Küche, in die sie ihn treten hieß, war sehr sauber, wie das ganze Aussehen des Mädchens von Ordnung und Sauberkeit sprach bis auf die glatt gestrichenen blonden Haare, nur daß diese bereits den Versuch machten, unter dem Netz hervor sich über der Stirn zu kräuseln und dem Zwang zu widersetzen.

Der Mann bekam eine Tasse duftenden Kaffees zu seinem gestrichenen Brötchen und auch noch eine derbe Brotschnitte eingewickelt dazu. Er wollte sich entschuldigen und sagte: „Ich bin kein Dieb, habe immer gearbeitet. Erst vor kurzem machte ich meine Prüfung als Techniker. Aber die Stellen sind rar. Da versuchte ich hier beim Walzwerk anzukommen. Dazu brauchte ich mein letztes Geld. Und ich kam zu spät. Da habe ich im Park auf der Bank die Nacht verbracht. Mir konnte ja keiner was nehmen. Könnte ich nach Braunschweig hin, da gäbe es wohl in den Autowerken eine Arbeit, sei es auch als gewöhnlicher Schlosser. Ich muß sehen, daß ich den Weg zu Fuß mache. Es soll ja nicht weit sein!"

Das junge Mädchen war hin und her gegangen während dieser Erzählung. Jetzt sah sie noch einmal scharf nach dem Manne hin. Er sah intelligent aus und machte auch sonst keinen schlechten Eindruck. Sie trat an den Tisch und legte ein Dreimarkstück neben ihn. „Das will ich Ihnen leihen. Es langt zur Fahrt nach Braunschweig und zu einem Essen!"

„Aber Sie kennen mich ja gar nicht? Ich kann ja gelogen haben!"

„Das werde ich sehen, wenn ich in einem Monat das Geld nicht zurückhabe. Nun aber müssen Sie gehen! Ich habe Dienst!"

Der Mann nahm das Geld, dankte befangen und schritt die Treppen hinab. Draußen vor der Haustür hatte er den Namen seiner Wohltäterin gelesen: „Johanna Weber, Lehrerin", stand auf dem Schilde. Er merkte sich Straße und Hausnummer und schlug den Weg zum Bahnhof ein.

Drei Wochen später erhielt Johanna das Geld zurück, aber es war kein Absender genannt. „Ein Dankbarer" stand auf dem Abschnitt.

— — — — — — — — — — —

Die Bregenz durchschnitt in flotter Fahrt das Wasser des Bodensees von Langenargen nach Friedrichshafen zu. Das Schiff war voll besetzt. Alle wollten sie ja das neue Luftschiff sehen, den Zeppelin, der jetzt fertiggestellt war, um dann als Verbindungsmittel zwischen Deutschland und Amerika die erste Fahrt zu wagen.

Die Fahrgäste der Bregenz sahen wenig von der Schönheit des Sees und seiner Ufer, meist starrten sie durch die Ferngläser voraus, um vielleicht schon den Luftriesen zu entdecken. Nur ein junges Mädchen ersparte sich den vollen Anblick des Bezwingers der Lüfte bis zur Ankunft auf der Werft. Sie bewunderte jetzt die Bergriesen, die das Südufer umsäumten und in seltener Klarheit gegen den lichtblauen Morgenhimmel ihre silbergekrönten Häupter erhoben. Dort rechts vom Pfänder im Bregenzer Loch schauten die Berge von Graubünden herüber, vereint mit denen des Vorarlbergs: Die Scesa plana, die Schwester, und wie sie alle hießen. Über der sanft ansteigenden Bergkette St. Gallens sah man den Säntis. Dann folgten die anderen Häupter in reicher Zahl. Und da, wahrhaftig, das mußte das Berner Oberland sein mit den drei Getreuen: „Mönch, Eiger und Jungfrau!" Andächtig sah Johanna Weber nach Süden und merkte kaum, daß man bereits der Lande von Friedrichshafen zufuhr. Nun kam die Menschenmenge in Bewegung. Wie ein Heerwurm zog sich der Strom der Schaulustigen nach der Ruhestätte des Zeppelinschiffes durch die Stadt dahin. Johanna schritt aus und hatte bald die Fahrtgenossen überholt. Nun war sie am Ziel. Bewundernd maßen ihre Augen das Riesenwerk. Zahlreiche Beamte der Werft waren bemüht, die Massen der Schaulustigen zu ordnen, so daß ein Jeder zu seinem Rechte kam. Soeben erschien anscheinend einer der Techniker, um mit einem der Beamten zu reden. Johanna stutzte. Der Mann kam ihr bekannt vor. Sie sah abermals hin Der schien seine Augen auf sie zu lenken. Nun stutzte auch er, sah nochmals schärfer zu ihr herüber. Dann durchbrach er die Menge und stand vor ihr.

„Darf ich eine Bekanntschaft erneuern, die allerdings in einem für mich ungünstigen Augenblicke gemacht wurde, Fräulein Weber? Ja, ich bin's, dem Sie den Glückstaler schenkten vor nun fast vier Jahren. Jetzt will ich mich auch nennen: Ingenieur Holland, hier an der Werft beschäftigt. Kommen Sie mit, ich führe Sie selbst und besser, als man die Menge führen kann."

Wie im Traum schritt Johanna neben dem stattlichen Manne her durch die Anlagen der Werft. Er erzählte ihr, wie tatsächlich das geliehene Geld ihm Glück und Stellung gebracht hatte. „Haben Sie nicht noch ein Stündchen Zeit für mich, Fräulein Weber? Ich möchte so gern den unangenehmen Eindruck, den ich damals Ihnen bestimmt machte, verwischen. Immer habe ich an Sie gedacht! Die Erinnerung an Ihre Guttat hat mich hochgehalten, wenn ich Einsamer manchmal Grillen fangen wollte!"

Johanna willigte ein. Beide verlebten in den nächsten Wochen, in denen die junge Lehrerin ihre Ferien am Bodensee zubrachte, viele schöne Stunden auf gemeinsamen Fahrten. Und als Johanna wieder das Schwäbische Meer verlassen mußte, da zeigte es sich doch, daß Walter Holland ein viel gefährlicherer Dieb war, als es sich vermuten ließ. Er hatte Johannas Herz gestohlen und stahl bald auch ihre Person, indem er Johanna Weber als seine junge Frau nach den Ufern des Bodensees entführte.

Erlebnisse mit Büchern.

Von Paul Böllert.

In ihrem Wappen, darin sich der Handelsstab des Merkur mit der lodernden Fackel der Erkenntnis kreuzt, überkrönt von einem gen Himmel steigenden Pegasus, führen die Buchhändler den alten Wahl- und Wahrspruch „Habent sua fata libelli", Bücher haben ihre Schicksale. Seit im 3. Jahrhundert nach Christi Geburt Terentianus Maurus diesen Satz zuerst fixierte, in einem Lehrgedicht über die Dichtkunst, hat sich seine Gültigkeit immer weder erwiesen. Wer anders als der Buchhändler sollte berufen sein, Belege dafür, Belege aus neuerer Zeit zu liefern? Alles, was vor der vor einigen Jahren erzählten Anekdote von jener Dame liegt, die auf den Ratschlag, ihrem Gatten ein Buch zum Geburtstag zu schenken, antwortete: „Ein Buch hat er schon!", alles, was vor diese Zeit fällt, soll nicht erwähnt werden; was in den letzten Monaten passierte, das wird hier gebracht.

In eine Buchhandlung am Kurfürstendamm zu Berlin — wo anders? — kam eine Dame und verlangte, daß ihr das neue Buch von Otto Flake „Es ist Zeit" um genau ein Viertel fünf Uhr in die Wohnung gebracht würde.

Der Geschäftsführer war verzweifelt: „Um die Zeit habe ich keinen Boten zur Verfügung. Darf ich es nicht eine halbe Stunde später schicken?"

„Nein", sagte die Dame, „um vier Uhr fünfzehn muß das Buch bei mir sein. „Es ist Zeit", daß ich dann zur Bahn gehe; um vier Uhr dreiunddreißig fährt mein Zug." — —

Dieselbe Buchhandlung hatte anläßlich des neuen Buches von Thomas Mann ihr ganzes großes Fenster dieser Neuerscheinung gewidmet. Exemplare des Buches lagen partieweise darin, umgaben geschmackvoll ein großes und nobles Photo dieses jüngsten Nobelpreisträgers der Literatur. Es war wirklich eine herrliche Dekoration.

„Gute Idee", sagte ich, „das Fenster muß ja Erfolg haben!"

„Nicht so schlimm", meinte der Inhaber. „Von den Büchern ist noch nicht ein einziges Stück verkauft; aber eine ganze Masse Leute wollten das Bild haben." — —

Aus seiner Erinnerung erzählt Hans Reimann, wie 1913 einem Münchener Verleger ein großes Geschäft beinahe durch die Lappen gegangen wäre. Dort war eines schönen Tages ein Manuskript eingelaufen, mit dem niemand etwas Rechtes anzufangen wußte. Es waren exotische Lyrismen eines exotischen Inders mit dem Namen Rabindranath Tagore.

Wochenlang trieb sich das Manuskript bei den Lektoren herum, schließlich ging es den Weg aller unpassenden Einsendungen: Es wurde sorgfältig verpackt und eingeschrieben wieder auf die Post getragen; ein höfliches Brieflein dazu geschrieben: Ihr Werk paßt leider nicht in den Rahmen unseres Verlages, deshalb geben wir es Ihnen mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück.

Der Bote war mit der Postquittung schon wieder im Bureau, da kamen die Abendzeitungen, und darin stand in allen Blättern groß über die erste Seite: Der Nobelpreis für Literatur ist dem Inder Rabindranath Tagore verliehen worden!

Erst war alles starr vor Staunen, dann aber geriet der Verlag in Tätigkeit. Alles, was Beine hatte, eilte zum Postamt, suchte fieberhaft nach Brief und Manuskript, stundenlang, bis sie schließlich in einem verschnürten Postsack entdeckt wurden.

Im Triumph wurde das kostbare Stück ins Bureau zurückgetragen, in derselben Minute noch ein Telegramm aufgegeben, das die Annahme des Manuskripts bestätigte. Vom Rahmen des Verlages war nicht mehr die Rede. — —

Neulich — so wird erzählt — wurde Döblin in tiefster Nacht zu einem Patienten gerufen, nach dem wildesten Westen Berlins. Zwei Stunden lang fuhr der Dichterarzt durch die schlafende Stadt, um zu erleben, daß der angeblich so schwer Kranke nichts anderes hatte als eine leichte Magenverstimmung.

Da wurde Döblin wütend: „Jeder andere Arzt hätte Ihnen das auch sagen können. Warum rufen Sie mich ganz aus dem fernen Osten hierher?"

Und kleinlaut gab die Dame des Hauses eine einleuchtende Erklärung: „Er las gerade Ihr Buch „Berlin Alexanderplatz", da ward ihm schlecht; und da meinte ich, Sie könnten ihm wohl am besten helfen." — —

Egon Friedell hatte wegen seiner zweibändigen Kulturgeschichte viele Lobsprüche über sich ergehen zu lassen. Eine Dame wollte ihm ganz besonders schmeicheln und meinte: „Sie müssen ein schrecklich kluger Mensch sein; in den beiden dicken Büchern steht sicher alles das, was ich nicht weiß."

Der also Angeredete lehnte bescheiden ab: „Nein, gnädige Frau, so umfassend ist das Werk nun wieder nicht!"

Es dauerte eine Weile, bis daß die Enthusiastin den geheimen Sinn verstanden hatte.



Bunte Chronik



* **Der Schwindel mit Valentinos Geist.** Das Tagesgespräch von Hollywood waren seit langem die unheimlichen Erscheinungen, die man in der Villa Rudolf Valentinos „Falcon Lair" beobachten konnte. Vor kurzem entschloß sich Harry Carrey, ein intimer Freund Valentinos, die Sache zu untersuchen. Es gelang ihm, recht bald festzustellen, daß die Spukerscheinungen nichts anderes als ein raffiniert angelegter Schwindel waren. In einem Bücherschrank war eine Maschine eingerichtet, die dazu diente, die „Geistererscheinungen" zu beschwören. Ein Beleuchtungskörper sorgte für unheimliches Aufblitzen von Lichtern in verschiedenen Zimmern des Hauses. Hinter dem Schwindel steht ein bekannter Spiritist, der im Hause Valentinos seine Sitzungen zu veranstalten pflegte und eine Schar von begeisterten Valentino-Anbetern in heilige Entzückung versetzte. Die Geschichte wird wohl ein gerichtliches Nachspiel haben.

* **Adlerplage in Australien.** Wie aus Adelaide gemeldet wird, haben die Süddistrikte Australiens sehr unter den Adlern zu leiden, die den Viehherden großen Schaden zufügen. Besonders in der Nähe von Wasserlöchern und Tränkstellen kann man Ansammlungen von fünfzehn bis zwanzig Adlern beobachten, die dort auf ihre Beute lauern. Vor allem haben es diese Raubvögel auf die Lämmer abgesehen, und sobald ein solches junges Tier zurückbleibt oder sich nur etwas von der Herde entfernt, wird es von den Adlern weggeholt. Man hat nun versucht, diese gefährlichen Räuber mit Strychninbrocken zu ködern, doch hat sich das als wirkungslos erwiesen. So bleibt nur der Abschuß, der auch sehr eifrig betrieben wird, um so mehr, als die Regierung eine Schußprämie von einer halben Krone für den erlegten Adler ausgesetzt hat. Als Lockmittel wird ein gebogenes Stück Weißblech verwendet, mit dem der versteckte Jäger ein Geräusch vollführt, das dem in der Falle gefangenen Hasen ähnlich ist.

* **Heldentat eines japanischen Flieger-Offiziers.** Die Entschlossenheit eines jungen japanischen Flieger-Offiziers hat unlängst großes Unheil verhütet. Flieger-Leutnant Kabayashi von der japanischen Armee war mit einem Siskin Kampfflugzeuge auf dem Flugplatze von Hornchurch in Essex zu einem Probeflug aufgestiegen. Als sich der Apparat etwa in einer Höhe von 1000 Fuß über dem Aerodrom befand, bemerkte man plötzlich, daß aus dem Flugzeuge Flammen schlugen. Die Gefahr war groß, denn der Flugplatz ist rings von Schuppen und Häusern umgeben, so daß die Wahrscheinlichkeit bestand, daß er auf diese abstürzen würde, sobald der Insasse mittels Fallschirms absprang. Auch Leutnant Kabayashi erkannte diese Gefahr. Mit eiserner Willenskraft hielt er in dem brennenden Flugzeug aus, bis er über die Häuser hinweg freies Feld erreicht hatte. Erst dann sprang er ab, sein Fallschirm öffnete sich und er schwebte zur Erde nieder, während das Flugzeug abstürzte und zerschellte. Der tapfere Pilot war zerschunden und zerkratzt, seine Kleider waren stark versengt und er hatte Brandwunden an den Händen und im Gesicht, zum Glück aber nicht ernstlicher Natur.

* **Sie wollen Fräulein heißen.** Nicht nur die deutschen Hausfrauen, auch die Amerikaner haben ihre großen Sorgen mit ihren weiblichen Hausangestellten. Die forschen „Lohn-Mädchen" Detroits gründeten einen Klub und beschlossen in dessen Statuten folgende Ansprüche an ihre Herrinnen zu stellen. Keine Uniform mehr, da sie uns zu sehr von unserer Umgebung abhebt. Kein Essen mehr allein, denn die Mahlzeiten sind eine gemütliche, behagliche, freundliche Angelegenheit. Nicht mehr Dienstmädchen oder Lohngirl, sondern den Titel „Fräulein". Da man nun in Amerika den Beruf des weiblichen Hausangestellten weit besser bezahlt und viel höher schätzt als im alten Europa, so werden die Hausfrauen überm großen Teich auch diese Wünsche erfüllen. Bald wird es in Amerika keine Annie, Kittie, Mabel mehr geben, sondern nur noch Miß Jones, Miß Brown, Miß Smith.

* **Die Konkurrenz wird verbrannt.** Die Autobesitzer in Long Beach (Kalifornien) wunderten sich. Kaufte da die örtliche Vereinigung der Kraftwagenhändler alle gebrauchten Autos zu hohen Preisen auf. Ein Verdienst beim Wiederverkauf schien ausgeschlossen zu sein. Doch den Händlern war es gar nicht um den Vertrieb der gebrauchten Fahrzeuge zu tun. Draußen vor der Stadt wurden die Wagen zu Hunderten auf einen Haufen gefahren, mit einem Kran zu einem Berg aufgestapelt, mit Petroleum aus einer Motorspritze übergossen und angesteckt. Hunderttausende von Dollars verbrannten. Anscheinend zwecklos. Nicht im geringsten, denn die Händler beabsichtigten dadurch die Konkurrenz der gebrauchten Wagen radikal zu beseitigen. Der rege Absatz an neuen Wagen bewies schon in den nächsten Tagen die Richtigkeit der Maßnahme.

Lustige Rundschau



* **Erkannt.** Angestellter: „Könnte ich wohl heute nachmittag drei Stunden fortgehen? Meine Tante wird beerdigt." — Chef: "Wir können zusammengehen. Ich will auch zum Fußball."

* **Immer.** „Mein Mann und ich, wir sind immer derselben Ansicht." — „Immer?" — „Ja, das heißt, wenn er recht hat."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.